



2030, 2050, 2100 ...

BEREITEN UNSER

UNIVERSITÄTSSYSTEM UND

UNSERE WISSENSORDNUNG

AUF DIE ZUKUNFT VOR?

Keynote von Prof. Dr. Claus Leggewie,
Justus-Liebig-Universität Gießen

Jahreskolloquium des
Bayerischen Wissenschaftsforums 2024

am 25. September 2024
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt



Meine Damen und Herren,

vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, den eminenten Science-Fiction-Autor Stanislaw Lem in Krakau zu besuchen und mit ihm, ja tatsächlich über die Zukunft zu sprechen. Der Mann, der schon in den 1960er Jahren über Nanotechnologie, neuronale Netze und virtuelle Realität Bescheid wusste, der sich skeptisch mit der künstlichen Intelligenz und der Gentechnik befasste, der sich kenntnisreich über Wissenschafts- und Technikgläubigkeit lustig machte, der ernsthaft außerirdische Intelligenzen in Betracht zog und die sogenannte Informationsgesellschaft als Quelle wachsender Desinformation erkannte, also alles, worüber wir heute noch im Ton ergriffener Novität und Naivität reden - dieser gebildete und humorvolle Mann antwortete auf meine Frage, ob man die Zukunft vorhersehen könne: Mein Lieber, ich kann dir sagen, was in 200 Jahren der Fall sein wird, aber nicht, was in 200 Tagen geschieht. Politologen können auch nicht vorhersagen, wer in etwas mehr 200 Tagen die Bundestagswahl gewinnen wird, aber wir meinen zu wissen, dass die Demokratien, wie wir sie kennen, sich in 200 Jahren radikal gewandelt haben werden. For the better or the worse, das ist noch offen.

Was ich in den nächsten vierzig Minuten tun möchte: Ich will Sie von den Mühen der Ebenen auf Gipfel oder wenigstens einige Hügel der Fantasie mitnehmen, wie die Welt sich von 2030 über 2050 bis 2100 entwickeln könnte. Dazu werde ich Sie nach Afrika mitnehmen und zu planetarem Denken animieren und mit Ihnen dann gerne diskutieren, wie es weiter gehen kann. Eine Zukunft zu erforschen, die nur alte Pfade verlängert oder einen aktuellen Krisenzustand in einen früheren Normalzustand zurückführt, das wußte Lem, ist nicht der richtige Weg.

Beginnen wir mit schnöder deutscher Gegenwart. Es ist jetzt viel von der Zeitenwende die Rede. Worin besteht sie? Der Krieg, der die Welt übrigens niemals verlassen hat, ist nach Europa zurückgekehrt. Ebenfalls in Alt-Europa angekommen sind die lange als „weit weg“ und „noch lange hin“ vermuteten Folgen menschengemachten Klimawandels und radikalen Biodiversitätsverlusts, die man spätestens in den 1970er Jahren prognostizieren und in vielen Teilen der Welt damals auch schon beobachten konnte. Dass die europäischen Gesellschaften immer älter werden und sich im sog. Globalen Süden

mehr und mehr Menschen gen Norden aufmachen, ist auch keine wirkliche Neuigkeit. Und dass Künstliche Intelligenz, das Fetischobjekt jeder Tagung, die sich für uptodate hält, eine zumindest ambivalente Angelegenheit ist, eventuell ein Danaer-geschenk, konnte man bei Lem früh nachlesen.

Aber Stop: Es folgt jetzt keine weitere Doomsday-Prognose der Art, die dieses Land in eine zunehmende Selbstlähmung versetzt und junge Menschen in die Resignation treibt. Aber auch keine Business as usual-Selbstbelobigung, wie sie bei Anlässen dieser Art gelegentlich vorkommt. Business as usual scheint mir, was wir im Bildungs- und Wissenschaftssystem trotz der angesagten Zeitenwende unbekümmert betreiben, stets – das sei gleich gesagt und ist hier im Raum sicher bestens vertreten - mit lobenswerten Ausnahmen. Generell allerdings sind Lehrpläne an den Schulen die alten, sind Abiturprüfungen ein Kompendium veraltenden Wissens, sind viele Studiengänge eine ebenso anachronistische Fortführung versäulter Fakultätenordnungen und -streitigkeiten, die Spezialisierungen in weiter getrennt marschierenden Lebens- und Kulturwissenschaften vorantreiben, mit entsprechenden Examensanforderungen und Bewertungskriterien bis in die Forschungsförderung und -begutachtung hinein.

Eine bekannte Stiftung hat vor ein paar Jahren den Sonderförderzweig „Offen - für Außergewöhnliches“ ins Leben gerufen: „Für Projektideen, die ein außergewöhnliches Forschungsdesign verfolgen, visionäre Anstöße in die Wissenschaft geben oder für deren Akzeptanz die Neutralität eines privaten Förderers wichtig erscheint... Und weiter: Für „herausragende Ideen außerhalb vorgegebener Raster, quer zu Disziplinen und zum Mainstream. Das Angebot "Offen – für Außergewöhnliches" ist also Ausnahmefällen vorbehalten. Anders gesagt: Wer hier zum Zuge kommen will, muss mit seinem Vorhaben nicht nur höchsten wissenschaftlichen Maßstäben genügen, sondern auch plausibel darstellen können, dass sich im Rahmen der Förderangebote anderer Institutionen keine Unterstützung für das Projekt finden lässt. Bevorzugt werden Vorhaben, die sich außergewöhnlichen interdisziplinären und methodischen Herausforderungen stellen, die eine einmalige Gelegenheit ergreifen möchten oder die durch ein anderes Alleinstellungsmerkmal überzeugen können.“

Das Programm, das in meinen Ohren wie eine Parodie des Normalbetriebs klingt, ist übrigens eingestellt worden. Es passte offenbar nicht recht in ein

Wettrennen um Exzellenzcluster, bei der die Nachwuchsförderung oft unter den Tisch fällt, und alles in allem nicht in eine akademisch-verknappte Wissensordnung, die den Bezug zur Praxis für einen Fehler hält. Und dieser Betrieb funktioniert seit Langem im Schweinezyklus, den ich bei meiner ersten Fachbereichssitzung 1974 kennengelernt habe, als es hieß: wir müssen Einsparungen vornehmen. Und die sich fortsetzte in Jahresabschluss-Rallys, bei denen man noch rasch einen Laptop anschaffte, weil Geld übrig war, das kameeralistisch nicht ins nächste Jahr herüberzuretten war.

Sorry, das sind Petitesse. Die Architektin und Schriftstellerin Lesley Lokko, zuletzt Leiterin der Architekturbiennale in Venedig, kritisiert generell den aus der angelsächsischen Welt kommenden Ansatz akademischen Lernens: Er sei zu transactional ausgerichtet, nicht auf ein tieferes Verständnis des Gegenübers, sondern auf den schnellen Deal aus, auf rasche Lieferung einer Lösung oder eines Produkts. Kritisch merkt sie an: „Auch die Lehre muss einen messbaren Output haben, sie darf keine bloße Erkundung sein. Dabei sollte die Universität ein Platz sein, wo neue Formen von Erkenntnis entstehen, während die Strukturen der Ausbildung fast schon das Ergebnis vorwegnehmen“. Mein Kollege Richard Münch hat den „akademischen Kapitalismus“ beschrieben, den Strategiepapiere, Evaluationen, Drittmittelquoten, Qualitätssicherung, Monitoring, Branding und Marketing und generell eine kurzfristige Projekt-orientierung und aufwändige Verbundforschung charakterisieren, und den davon gnädig Entlasteten in Institutes for Advanced Study „Reservate“ und „Sehnsuchtsorte wahrer Gelehrsamkeit“ bereitstellt. Was sind dann Universitäten – Fabrikorte für Billigbildung? Ihm pflichtet der Soziologe Stefan Kühl bei, wenn er die paradoxe Bürokratisierung eines Wissenschaftsbetriebs aufspießt, der ganz neoliberal auf Wettbewerb gesetzt hatte, aber an Compliance, Controlling und Revision erstickt, die, noch paradoxer, nur durch kreativen Regelbruch zu bewältigen seien.

Noch mehr Kritik: Die Biologin und Metawissenschaftlerin Rose O’Dea zitiert einen ungenannt bleibenden Kollegen: „Wenn er Bewerbungen bekommt, achtet er nur auf die Namen der Journale, in denen jemand publiziert, er liest nicht einmal die Titel der Arbeiten, geschweige denn die Abstracts. Das ist doch verrückt, warum macht man sich denn dann die Arbeit? Wie viel Zeit und Mittel werden da verschwendet!“ Und sie beobachtet, dass unter den jungen Forscherinnen und Forschern die Unzufriedenheit mit dem bestehenden

System inzwischen so groß sei, dass es schon eine eigene Essaygattung, die „quit lit“, Aussteigerliteratur, gebe, in der Forschende berichten, warum sie der Wissenschaft den Rücken gekehrt haben. Das ist sehr zugespitzt, aber wir sollten solche Tendenzen ernst nehmen. Und die allgemeine Frage stellen, ob wir nicht nur dem wissenschaftlichen Nachwuchs, sondern Studierenden allgemein jene Inhalte, Methoden und Arbeitsformen vorenthalten, die sie für die radikal veränderte Welt von morgen benötigen.

Nun wissen Sie, mit wem Sie es bei mir, einem Pensionär, der womöglich immer schon ein Außenseiter war, zu tun haben, aber noch einmal Stop! Es geht heute nicht darum, vergangene Fehler zu beklagen, sondern neue Wege aufzuzeigen.

II.

2030 kommen die jetzigen AbiturientInnen und Auszubildenden in mehr oder weniger solide, sozialversicherungspflichtige und eventuell familiengründungsfreundliche Arbeitsverhältnisse und sind in jedem start-up, jeder Verwaltung, jeder Universität, jedem Großunternehmen mit Nachhaltigkeitsbeauftragten konfrontiert, die ihnen die rasche Reduktion betrieblicher und privater CO₂-Emissionen abverlangen. Bis 2030 muss nämlich ein Großteil der Energie-, Verkehrs- und Ernährungswende geschafft sein, wenn man immerhin bei 2 bis 2,5 Grad durchschnittlicher Erwärmung landen möchte. (Und das möchten wir besser.) Die Frage ist nur, ob das als Belästigung durch diese Beauftragten wahrgenommen oder als Gemeinschaftsaufgabe angenommen wird, hinter der übliche Leistungs-, Wachstums- und Produktivitätsindikatoren zurück-stehen müssen. Anpassung sei das Leitmotiv der nächsten Gesellschaft, schreibt der Berliner Soziologe Philipp Staab, und ihm schwebt eine „protektive Technokratie“ vor, bestenfalls ohne Freiheit substantiell zu verlieren. Wenn Krisenbewältigung und -vorbeugung das neue Normal geworden sind, kann man an der vermeintlichen Normalität nicht mehr festhalten und Katastrophenschutz, Verteidigungsfähigkeit und ökologische Freiwilligen-arbeit auch nicht mehr an THW, Bundeswehr und FÖJ auslagern. Diese ausgesonderten Bereiche werden Teil unserer alltäglichen Lebenswelt, und müssen deswegen auch Teil unseres Bildungswesens werden, bitte nicht als Notstandsvorkehrungen in einer Welt, die back to normal

ansonsten in Ordnung findet, sondern als Teil jener Welt, die zu verbessern sich lohnt.

Sind die Schul- und Hochschulabsolventen bis 2030 darauf eingestellt? Wohl noch nicht ganz. In der universitären Lehre dominieren aller ausgefeilten Hochschuldidaktik zum Trotz alter Lernstoff in veralteten Lernformen, zu wenig Praxisorientierung; Anreize für soziale und kulturelle Innovation werden meistens an die Kunst delegiert und dort deponiert. Nicht zufällig sind Angebote des dualen Studiums beliebt bei jungen Leuten, die sich nach der Schule nicht gleich entscheiden können oder wollen. Idealerweise erhalten sie mit einem dualen Studium beides: Hochschul- und Ausbildungsabschluss. Attraktiv ist dieses Angebot nicht nur, weil Studierende ein Ausbildungsgehalt bekommen und sich in ihrer künftigen Berufswelt umsehen und vernetzen können. Derartiges bieten derzeit vor allem die Bereiche Management und Marketing, sowie Informatik und Touristik, doch mehr Lebenspraxis müssten alle akademischen Studiengänge zulassen und Betriebe ihren Abstand zur Theorie verringern. Es geht nicht um Praxis versus Theorie, die Empfehlung wäre eine neue Art polytechnischer Bildung, die sich natürlich nicht an der sozialistischen Idee des Bildungssystems in der DDR orientiert, sondern an der Reformpädagogik des amerikanischen Pädagogen John Dewey. Ihm ging es um Learning by Doing, wobei er dieses tätige Lernen auch für die demokratische Praxis befürwortete. Und so wäre es keine Schande, wenn am Gymnasium so banale Dinge wie Hauswirtschaft und Kochen, Buchführung und Gartenbau, Schreinern und Schweißen auf dem Stundenplan stünden und Raffinierteres auch an der Alma Mater zu haben wäre.

Die Bewusstseinslage der last generation, die letzte zu sein, die den Klimawandel noch halbwegs einzudämmen in der Lage ist, sollten wir auch dann ernster zur Kenntnis nehmen, wenn wir Klimakleben auf Ausfallstraßen und Kartoffelpüree an Rembrandt-Bildern für kindischen Unfug halten. Seriöse psychosomatische Erkenntnisse, wonach Jugendliche um 20 häufiger an Vereinsamung, Orientierungslosigkeit und Zukunftsangst leiden, sollten keine Privatsachen bleiben, um die sich am besten Therapeuten kümmern, wenn sie in ein paar Monaten wieder PatientInnen aufnehmen können. Es geht nicht nur um höhere Resilienz, die Abwehr schädlicher Entwicklungen, es geht um die Wiederherstellung von Improvisations- und Begeisterungsfähigkeit und um die Zulässigkeit von Ideen, die auf den ersten und zweiten Blick

unrealisierbar und nicht gleich startup-fähig sind, es geht um die Eröffnung von Handlungsräumen gegen die verordnete Alternativlosigkeit. Und dass alles an Orten mit bezahlbaren Mieten, die junge Menschen nicht zu den von Stanislaw Lem vorhergesehenen Informationsnomaden degradieren, die nur „zusammenhangslos von Stimulus zu Stimulus hüpfen“ und aus ihren Echokammern heraus nicht mehr zu vollständigeren Einsichten in die Wirklichkeit kommen. Über die Art und Weise, wie wir Digitalisierung vergötzen und zugleich an ihrer basalen Implementierung scheitern, hätte Lem weniger verspottet als betrauert. Wie überhaupt die neoliberale Verklammerung vermeintlicher Technologieoffenheit und zwanghafter Schuldenbremse den Interessen künftiger Generationen Hohn spricht.

Wer von der technokratischen Gefahrenabwehr zur demokratischen Zukunftsgestaltung voranschreiten möchte, sollte vor allem den provinziellen Blick aufgeben, den exemplarisch die laufende, von Angst geprägte Migrationsdebatte prägt. Mängel der Integration und Widerstände gegen Anpassung hierzulande sind unverkennbar, aber das eigentliche Problem an der Migration sind nicht diese sog. Pull-Faktoren, sondern die negativen Effekte der nun mit Grenzschließungen und Abschreckungsrhetorik hochgezogenen Festung Europa, die am Ende zwar nicht unerwünschte Armutsflüchtlinge abhält, aber dringend benötigte qualifizierte und qualifizierbare Einwanderung durch einen auch kaum noch verhohlenen weißen Suprematismus abschreckt. Man möchte Migration unterbinden, um die Demokratie zu bewahren und zertümmert Europa, ohne dass die AfD auch nur eine Stimme weniger bekommt. Übrigens: Ich stimme zu: Es gibt zu viele Einwanderer, aber ganz anders als es die in Panik geratene deutsche und europäische Politik versteht. Das wahre Migrationsproblem liegt in Push-Faktoren einer ungerechten Weltordnung, unter denen Afrika mit am meisten leidet. Wollen sie mir bitte kurz an die Region folgen, in der man Fluchtursachen wirksamer bekämpft könnte! Aus der Migrationsdebatte lernt man, mehr Kosmopolitismus zu wagen!

III.

Afrikanische Gesellschaften tragen am wenigsten zum Klimawandel bei, leiden durch Dürren und Überflutungen aber mehr darunter als die

Hauptverursacher in Europa, Amerika und China. Afrikas Jugend setzt sich angesichts der hoffnungslosen Lage (Bürgerkriege, Jugendarbeitslosigkeit, lebensfeindliche Religionsdogmen, Frauenunterdrückung, korrupte Regime) in großer Zahl gen Norden ab und fehlt daheim. Der afrikanische Kontinent trägt mehr als ein Fünftel der weltweiten Krankheitslast, verfügt aber nur über drei Prozent des Gesundheitspersonals und über weniger als ein Prozent der globalen finanziellen Ressourcen. Obwohl es genug Wasser, Nahrung und finanzielle Ressourcen für bald eine Milliarde Afrikaner gäbe, leiden Kinder, Frauen, Landlose und Kleinbauern an chronischer Unterernährung. Nach einer breiten, meist unvollkommenen Demokratisierung fiel Afrika im letzten Jahrzehnt in autokratische (Militär-)Regime zurück, die Bürger- und Stammeskriege nicht befriedeten und jede Opposition unterdrücken. Die Regime, oft in der gestohlenen Aura antikolonialer Befreiungsbewegungen, vertrauen sich neuerdings russischen Militärs und chinesischen Staatskapitalisten an, die in die Fußstapfen der Kolonialmächte treten und nach-vollziehbare Aversionen gegen den Westen für „Global South“-Allianzen nutzen, die Afrika weiterhin in Abhängigkeit und Armut belassen.

Das ist die traurige Lage. Die Afrotopie lautet dagegen: Die Ressourcen des Kontinents werden nicht länger für Rohstoff-Exporte in ungleichen Tauschverhältnissen, sondern für die einheimische Bevölkerung gerecht und nachhaltig genutzt. Migranten aus Afrika sterben nicht länger auf der Mittelmeer-Passage und verzweifeln nicht in Auffanglagern an der europäischen Peripherie. Ihnen wird in den reichen Ländern ein menschenwürdiges Leben ermöglicht und, besser noch: die Flucht nach Norden durch eine wirkliche „Bekämpfung der Fluchtursachen“ erspart. Eine wirklich globale Energiewende fördert Solarenergie und grünen Wasserstoff, die grüne Grenze in der Sahel-Zone wird gefestigt und ausgedehnt, gleichzeitig die verbliebenen Regenwälder und anderen Biotope geschont. Die vorhandenen Selbstversorgungspotenziale der Gesellschaften werden gestärkt, wozu eine umfassende (Mädchen-)Bildungsoffensive beiträgt. Dezentrale Energieversorgung, lebendige Dorf- und Stadtteilgemeinschaften und selbstbewusste Zivilgesellschaften stärken die demokratische Kultur gegen korrupte Herrscherclans, parteiische Gerichte und gleichgeschaltete Presse. Eine weniger eigennützigere Entwicklungszusammenarbeit westlicher Demokratien erweist sich als Mittel gegen

die Korrumpierbarkeit durch neoimperiale Mächte und erschüttert den Mythos der Interessengemeinschaft des postkolonialen Globalen Südens.

Gewiss: Das war schon in den Broschüren westlicher Entwicklungs-agenturen zu lesen und ist jämmerlich am Egoismus afrikanischer Staatsklassen und westlicher Profiteure, an Bürokratie und Korruption gescheitert. Und wird da nicht ein grüner Mythos einem Kontinent aufgepfropft, der ganz andere Ambitionen hat? Ja, aber man hat auch vieles unversucht und ungeeignete Partner gewähren lassen, sich „notgedrungen“ an Korruption beteiligt, lokale Initiativen in neokolonialer Arroganz übergangen. Afrikas „Unterentwicklung“ wurde nicht verstanden und ja, nachhaltige Entwicklung sieht in einem Kontinent mit einem aktuellen Bruttoinlandsprodukt zwischen 2284 (Mauretanien) und 6.680 (Südafrika) Dollar pro Kopf (2022) anders aus als in reichen Ländern, wie nicht zuletzt alternative Ansätze in den betreffenden Ländern selbst lehren. Es gibt schon für eine partielle Erfüllung unserer Utopie jede Menge von Afrikanern zu lernen, zu ändern und zu verbessern - was schon immer die Existenzberechtigung panafrikanischer Ideen ausmachte, Zukünfte, die afrikanische Intellektuelle, Technokraten, Reformer und Revolutionäre in den letzten Jahrzehnten entworfen haben und auf die ich hier nur verweisen kann. Und was, mit Lem gefragt, passiert in den nächsten 200 Tagen? Als erstes stornieren wir schlüpfrige Deals mit Diktatoren, wie das irrwitzige Deportationsprojekt der britischen Regierung nach Ruanda. Wir reden Migration vor allem nicht länger als Mega- und Notstandsthema groß und wenden uns ernsthaft den Fluchtursachen zu.

Ein Land, das ich ein wenig besser kenne, vereint exemplarisch alle genannten Probleme in sich: Algerien. Dort schreitet die Wüste voran, wo 54 Grad erreicht werden und Krähen Selbstmord begehen. In Algerien dominiert nach Jahrzehnten gescheiterter Entwicklung die Ausfuhr besonders klimaschädlicher fossiler Rohstoffe, während drei Viertel der Lebensmittel importiert werden müssen. Resultat der Massenarbeitslosigkeit, einer lustfeindlichen Sexualmoral und allseits fehlender Freiheiten ist der Masseexodus junger Algerier, die dann in Paris oder Köln als Unruhestifter Verachtung erfahren. Algerien wird von Militärs und Geheimdienstlern regiert, gegen die der arabische Frühling machtlos war, und diese Polit-Mafia nimmt den Nimbus des antikolonialen Kampfes in Anspruch, der Algerien als „antizionistischen Frontstaat“ zum Vorreiter im Global South erhebt.

Es dürfte künftigen Generationen völlig unverständlich erscheinen, was bei klarem Verstand schon heute als verrückt gelten muss: In Algerien wird der Bau von AKWs erwogen, obwohl hier weltweit wohl die stärkste Sonneneinstrahlung pro Quadratmeter einfällt und der Wind heftig bläst. Entsprechend marginal ist der Anteil erneuerbarer Energiequellen mit weniger als einem Prozent bis heute geblieben. Alternativen sind aber vorhanden, Kontakte zu Firmen und Nichtregierungsorganisationen bestehen. Während das gescheiterte Desertec-Projekt der 1990er Jahre auf Energieexporte nach Norden fixiert war, also im Verdacht kolonialer Tradition stand und neue Abhängigkeiten der EU-Länder schuf, ließe sich in und für Algerien eine solare Variante importsubstituierender Industrien entwickeln, die CO₂-intensive Entwicklungsetappen überspringt und à la longue auf eine grüne Gemeinwirtschaft hinausläuft. Die Protestbewegungen der afrikanischen „Gen Z“ von Senegal bis Kenia könnten daraus eine konkrete panafrikanische Utopie entwickeln.

Ich träume weiter: Ein freiwilliges Jahr in einem Partnerprojekt in Afrika, eine Entwicklungskooperation auf Augenhöhe mit afrikanischen Kollegen, die nicht nur als Pappkameraden einer rituell geforderten „Internationalisierung“ herangezogen werden, allgemeiner: das Studium des Verhältnisses von Natur und Kultur, wie es indigene Gemeinschaften nicht nur in Afrika uns lehren könnten – all das sorgte für eine pluriversale Sicht der Welt. Ist das nicht der „Schamanismus“, den der bayrische Ministerpräsident Söder jüngst bei der DLD-Konferenz in München als gräuslichen Antipoden der „Wissenschaft“ herbeizitiert hat? Ich stehe nicht an zu behaupten, dass eine schamanische oder totemistische Weltsicht, wie sie Davi Kopenawa, der Yanomami, und Schamane, der Indigene bei ihrem Kampf um den Erhalt des Amazonaswaldes angeführt hat und den Alternativen Nobelpreis verliehen bekommen hat, in einem mit dem französischen Ethnologen Bruce Albert geführten Gespräch (Der Sturz des Himmels) darlegt, zeitgemäßer ist als Bäume zu umarmen und Grünen-Bashing zu betreiben. Wir müssen mit einem planetaren Blick auch lernen, unser herkömmliches Weltbürgertum zu erweitern!

IV.

Wem das gleichwohl zu exotisch erscheint, der möge VertreterInnen des „Neuen Materialismus“ konsultieren, die in der Nachfolge von Spinoza,

Alexander von Humboldt und anderen die Empfindungs- und Artikulationsfähigkeit nicht-menschlicher „Aktanten“ bis hin zu künstlichen Intelligenzen reklamieren und die anthropozentrische Alleinstellung des Homo sapiens sapiens, herausfordern, der genau wie die ihn umgebenden Objekte in ihnen und aus ihnen gemacht ist. Das ist der planetare Denkstil des fluiden Universums, in dem in einem absolut nicht trivialen Sinn alles mit allem verbunden ist und bestimmte „Entitäten“ nicht als solche einzigartig sind, sondern aus einer momentanen Relation mit anderen Relationen emergieren und „intragieren“, ohne feste Zustände und Grenzen. Dieser in ihren Ohren vermutlich abenteuerlich und unzeitgemäß klingende Holismus ist der Gegenpol zu „essentialistischen“ oder „substantialistischen“ Denkweisen der modernen Natur- und Geisteswissenschaften. Bei ihnen herrscht noch die überholte Newtonsche Anschauung vor, vereinzelte Individuen oder Kollektive würden autonom in einer Umwelt von Dingen und Objekten agieren, die sie systematisch beobachten und analysieren und über Institutionen (wie die Wissenschaft oder den Staat) kontrollieren können.

Es ist bemerkenswert, dass solche Hypothesen einer „symbiontischen“ Welt nicht von „verrückten“ schamanischen Geistes- und KulturwissenschaftlerInnen vorgetragen werden; sie stammen vielmehr aus dem Repertoire der (Quanten-)Physik. Karen Barad, die Nachfolgerin auf dem Lehrstuhl von Donna Harraway, ist von Hause aus Physikerin und hat auf dieser Grundlage den Entwurf einer „sympoietischen“ Konstellation durchlässiger, zeitlich wie räumlich unbegrenzter Relationen entwickelt, in denen – als dann entscheidender Schritt – Mensch und Umwelt in prozessuale Relationen stehen „We are in them, made of them“, wobei selbst das „we“ so offen ist wie das „them“, das sich in eine Unzahl von Aktanten ausdifferenziert. Hierin besteht eine Verwandtschaft mit dem Konstruktivismus wie mit dem Posthumanismus – nicht in dem platten Sinne, dass „alles konstruiert“ und der Mensch „überwunden“ sei, sondern derart, dass weniger die fixe Existenz menschlicher und anderer Subjekte (being X) anzunehmen sei als ihr permanentes Werden in Relationen (becoming Y). „Tierwerdung“ ergibt die Fähigkeit zu einer speziesübergreifenden Solidarität, „Erdwerdung“ die Chance zum Verständnis planetarer Verhältnisse, „Maschinenwerdung“ die Einsicht in Mensch-Maschine-Beziehungen. Ich weiß, das ist anstrengend, aber der Überlegung wert!

Meine Universität in Gießen hat mir mit der Gründung des Panel on Planetary Thinking die Gelegenheit gegeben, solche Fährten mit einem Fellowprogramm für WissenschaftlerInnen und KünstlerInnen nachzugehen. Planetarisch denken, heißt im Blick auf die genannten Herausforderungen den systematischen Blick auf die Wechselwirkungen von Natur und Kultur im „Erdsystem“ mit dem normativen Anspruch demokratischer Selbstbestimmung zu verbinden. Volkssouveränität ist bisher jedoch – außer in zarten Ansätzen in der Europäischen Union – immer auf den Rahmen des Nationalstaats begrenzt geblieben. Die planetarischen Wechselwirkungen (ein brutales Exempel boten gerade die grenzüberschreitenden Hochwasser und Dürren) haben dieses enge Korsett seit Langem aufgesprengt. Wenn der brasilianische Ex-Präsident Bolsonaro einmal erklärt hat, der Amazonas gehöre Brasilien, weist er den Anspruch der Weltgemeinschaft auf die Erhaltung des dortigen Regenwaldes zurück und verweigert damit die Anerkennung von dessen klimafreundlicher Wirkung für den gesamten Erdball. Das gilt für so gut wie alle globalen Gemeingüter, und wir Europäer haben nicht den geringsten Anlass, uns über derartige Engstirnigkeit zu beschweren, solange wir selbst gigantische Umweltkosten in den globalen Süden verlagern.

Umso wichtiger ist es, dass nun, angestoßen durch die Fridays for Future-Jugend, eine politische Welt-Bürgerbewegung entsteht, die das entschiedenere Handeln der politischen und wirtschaftlichen Eliten reklamiert - und dabei tatkräftig „planetarisch“ denkt und handelt. Das greift Initiativen aus der Wissenschaft und Publizistik auf, die Eingriffe des Menschen in das Erdsystem unter dem Begriff Anthropozän, zu deutsch: Menschenzeitalter fasst und schon länger vom Ende der Welt spricht, wie wir sie kannten. Was übrigens keineswegs apokalyptisch gemeint ist, als Weltuntergangsszenario, eher als Aufforderung, die Chance zu ergreifen, einen Wirtschafts- und Reproduktionsmodus zu verlassen, der viel mehr Nachteile mit sich bringt als ökologische Risiken, nämlich soziale Ungerechtigkeiten im lokalen und globalen Maßstab, und die es in einer nach-haltigen Gesellschaft, Wirtschaft und Politik ebenso zu überwinden gälte. Mit dieser Blickerweiterung kommen wir wie gesagt nur auf ein Weltbild zurück, das der Antike und Renaissance und vielen außereuropäischen Kulturen ganz selbstverständlich war. Alexander von Humboldt, der universalgelehrte Patron planetarischen Denkens im 19. Jahrhundert, postulierte (und das ist eben keine Binsenwahrheit): „Alles ist

Wechselwirkung“. Der Amazonas gehört weder uns noch den Brasilianern, er gehört der Menschheit, die mit der Abholzung der Regenwälder, weiß mittlerweile jedes Kind: ein selbstmörderisches Spiel treibt. Spezialisten haben alles erforscht und Tausende neuer Forschungsfragen aufgeworfen, aber sich in der Regel mit vergangenem Wissen befasst.

V.

Ich komme zum Schluss und zurück zu den Mühen der Ebenen. Eine Universität im besten Sinne schärft den Blick fürs Ganze, für ein Denken ohne disziplinäres, stets zur Ordnung rufendes Geländer. Das müsste schon in den ersten Semestern vorgesehen, eingeübt und tief inhaliert werden. Die „Erdsystemanalyse“ verbindet bereits verschiedene Naturwissenschaften, darunter die Meeresforschung, die sich mit dem beispielhaft planetarischen Gebilde der Ozeane befasst, die den größten Teil der Erdoberfläche bedecken und verbinden. Auch die Literaturen und Künste haben sich längst aus ihrer national-kulturellen Vergangenheit gelöst. Die planetarische Perspektive verändert den Ort der Universitäten in der Gesellschaft, sie müssen sich als Kraftzentren und Ideengeber ihrer Stadtgesellschaften und ihrer Region verstehen, sowie als Motoren von Weltbürgerschaft. Initiativen wie das „Leuphana Semester“ in Lüneburg oder das „Amsterdam Circular“ in den Niederlanden haben hier einen guten Anfang gemacht. In Gießen haben wir auch einen Versuch mit dem inter- und transdisziplinären Bachelor of Liberal Arts and Sciences gestartet.

Vielleicht empfinden sie durch solche Vorstellungen die Freiheit der Wissenschaft überstrapaziert und einen „autoritären Szientismus“ kommen, den der ehemalige DFG-Präsident Peter Strohschneider sieht. Das ist ein großes Missverständnis einer Politikberatung, die nicht einfach follow the science dekretiert, die aber unverantwortlich handelte, wenn sie die Kippunkte des Erdsystems und die Gefahren von KI nüchtern diagnostiziert und schädliche Entwicklungen prognostiziert, aber dann in einen pseudo-liberalen Quietismus verharrte. Wissenschaft kann die Welt nicht retten, aber sie darf nicht beiseitestehen in dem Bemühen, sie zu einem besseren Platz zu machen. Dieses Engagement ist auch nicht demokratiefeindlich oder expertokratisch, wie oft behauptet wird, vielmehr öffnet es die wissenschaftliche Expertise der

demokratischen Deliberation. Die Freiheit der Wissenschaft ist nicht dadurch bedroht. Die externe Bedrohung besteht in dem Entzug von Fördermitteln bei politisch unerwünschtem Verhalten, wie wir es nicht nur in Diktaturen erleben, sondern auch in europäischen Zustimmungsaokratien wie Ungarn, wo die Regierung eine unliebsame Universität schließen kann, Parteifreunde an die Schalthebel setzt und Klimaforschung den Geldhahn zudreht. Das in Berlin womöglich auch so etwas erwogen wurde, ist ein alarmierender Vorgang, über den wir Aufklärung erwarten dürfen. Ebenfalls problematisch ist eine staatliche Antisemitismusklausel, die Einladungen an WissenschaftlerInnen an politischem Wohlverhalten bemisst. Und intern wird analog dazu die Freiheit der Wissenschaft bedroht, wenn man israelische KollegInnen nicht mehr einzuladen bereit ist oder sich das nicht mehr traut. Das sind Überpolitisierungen, die noch verstärkt werden, wenn man Thematiken, Personal und Ressourcen ethnisiert, also zum Beispiel unterdrückte Minderheiten nur solchen Menschen kompetent Auskunft geben und forschen sollen, die dieser Minderheit selbst angehören oder von ihr abstammen. Da tritt identitäre Selbst-Repräsentation an die Stelle universal anwendbarer Methodologien.

Die Ausgangsfrage war ja, ob unsere Wissensordnungen im Allgemeinen und unser Universitätssystem Anforderungen an die jetzt heranwachsende und folgende Generationen gewachsen sind. Ich habe nur andeuten können, wo die cartesianische anthropo- und logozentrische Wissensordnung an ihre Grenzen gestoßen ist, und wie eine universitas aussehen könnte, die junge Leute aus der stupiden Akkumulation von Kreditpunkten entlässt, sie auch nicht mit 24 Jahren ohne weitere Lebenserfahrung auf PatientInnen, Kunden und Schulklassen loslässt, ihnen mehr Raum für Experimente und selbstgefundene Lösungen lässt, also all das mehr zur Regel erhebt, was bisher nur offen für Ausnahmen war.

Im Blick auf das Programm dieser Tagung bin ich sehr zuversichtlich. Da werden Sie Citizen Science diskutieren, die Laien werden zu Ko-Forschenden erhebt, die bei der Entwicklung der Forschungsfragen und bei der Generierung, Sammlung und Auswertung von Daten mitwirken können. Ich bin sicher, dass dies in der Biodiversitäts- und Gesundheitsforschung unabdingbar ist und das Forschungsdesign und die Methodenauswahl bereichert. Da werden Sie sich mit Wissenschaftskommunikation befassen, die heute unter dem Druck von Desinformationskampagnen stehen, wie Klimaforscher und

Nahostexperten aktuell bescheinigen können, die Halbbildung als gleichwertige Hypothesen anbieten und die Einsicht pervertieren, dass es keine absoluten Wahrheiten gibt. Da wollen Sie diskutieren, wie Transformation nicht erst mit der Spitzenforschung losgeht, sondern das Studium von vornherein betrifft. Und da werden Sie vorstellen, wie man in Sachen Transformation global und planetar denken muss.

Ich werde dem mit Interesse folgen und wünsche gutes Gelingen. Bei mir hat die Weltverbesserungsabsicht mal besser und mal schlechter funktioniert. Um etwas elegisch zu schließen: Es hat mich an meine erste Fachbereichssitzung 1975 erinnert, dass nun, ziemlich genau fünfzig Jahre später, leider auch das Panel on Planetary Thinking mangels Finanzierung eingestellt werden soll. Optimistisch stimmt mich ganz zum Schluss wieder Stanislaw Lem. Sein Wikipedia-Eintrag verrät, was auf der Grabplatte von Grab 17 im Sektor W, Reihe 4 des Krakauer Salvator-Friedhofs in lateinischer Sprache geschrieben steht: FECI QUOD POTUI FACIANT MELIORA POTENTES. Zu deutsch: Ich habe getan, was ich konnte. Mögen die, die es können, etwas Besseres machen.